

# Zur neuesten Geschichte Amerikas

Autor(en): **R.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572326>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in der Umgebung des Meisters, aber auch in ihm selber zu suchen haben.

Die Jugendjahre unseres Künstlers fallen in die Zeit der Nachwehen der französischen Revolution und der napoleonischen Welt Herrschaft, sein Mannesalter, zugleich die Zeit seines ausgiebigen künstlerischen Schaffens in die Jahre nach den Baslerwirren der Dreißigerjahre. Zeiten der Erniedrigung machen den guten Menschen demütig und deshalb zu allseitiger Entfaltung seiner Kräfte geschickt. Eine ganze Bevölkerung, in der ja die wahrhaft Guten nie in der Mehrzahl sind und selten ein fühlbares geistiges Uebergewicht besitzen, verbittern sie und legen ihre besten Kräfte lahm. Große Zeiten erzeugen Genies und fördern Talente. Zeiten geringer Dinge verkennen Genies, die etwa trotz der Ungunst der Verhältnisse, wie eine Pflanze auf dürrer Erde, entstehen, und reichen dem Besitzer eines Talents das Schweisstüchlein dar, es darin zu verwahren.

Es war keine schöne Zeit, in der Hef lebte, malte und darbot und aus Aerger darüber, daß seine Kunst nicht richtig anerkannt und deren Produkte nicht entsprechend bezahlt wurden, aus Zorn darüber, daß der Prophet nichts galt in seinem Vaterland, zum Kneipgenie wurde und seinen schlimmen Gewohnheiten schließlich einen relativ frühen Tod an Leber- schrumpfung zu verdanken hatte. Es war eben für den gewöhnlichen Bürgerstand, den reichen und den mittlern, vom ärmern gar nicht zu reden, eine Zeit jämmerlichen, schimpfenden Philistertums, das die Zeichen der Zeit weder erkennen konnte noch wollte und darum in einem falsch verstandenen Konservatismus dahinlebte, kirchlich tot, politisch verflücht. Hätte Hieronymus Hef wie Ludwig Richter, der so Großes sich von ihm versprach, unter sein Bild und über sein Leben „als schönen Ausdruck der in ihm herrschenden Harmonie“ das Goethesche Wort geschrieben: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten“, so wäre Hef auch in unfruchtbarer Zeit durch seine reiche Kunst ein Prediger seines Heß geworden. Weil er sich statt dessen durch die bitteren Lebenserfahrungen innerlich niederdrücken ließ, wurde aus ihm ein Kritiker des Volkslebens, vor dessen beißendem Spott niemand sicher war, weder die reichen Herren, die Domino spielen, wenn andere arbeiten, noch die Fuhrleute, die der ersten Lokomotive in Basel die drohende Faust entgegenhalten, weder die darniederliegenden kirchlichen noch die nicht minder lebensunfähigen militärischen Institutionen. Mit Recht urteilt der verdienstvolle Biograph unseres Meisters (J. J. Im Hof, Der Historienmaler Hieronymus Hef. Mit 32 Tafeln in Stichdruck und zahlreichen Textillustrationen, Basel 1887, im Buchhandel leider vergriffen): „Das ganze Kunstgenre des Humors und der Satire ist ein gefährlicher Boden. Man darf ja zugeben, daß es zur Besserung von einzelnen oder von Korporationen beitragen kann, wenn denselben das Spiegelbild

ihrer Torheiten oder Lächerlichkeiten vorgehalten wird. Allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß Bilder, wie sie hier in Betracht kommen, eigentlich selten im Dienst großer pädagogischer Gedanken stehen. Vielmehr müssen sie sehr oft die Werkzeuge von Haß, Neid oder Rache sein. Bald sind sie ein Spielzeug zur Erheiterung des klatschüchtigen und schadenfrohen Publikums, bald sollen sie irgend einer Partei oder einem ungerechtfertigten persönlichen Einfluß auf politischem Gebiet Handlangerdienste tun. Und so kann es geschehen, daß sehr achtenswerte Handlungen oder Persönlichkeiten dem wohlfeilen Spott preisgegeben werden und dagegen Menschen und Dinge zur Geltung kommen, bloß weil es gelungen ist, die Lacher auf diese Seite zu bringen. Auch Hef konnte all diese Gefahren nicht vermeiden, und es blieb eine höchst nachteilige Rückwirkung seiner Vorliebe für dieses Genre auf seinen sonst gutmütigen Charakter und sein für alles Schöne und Edle empfänglich angelegtes Gemüt nicht aus“ (a. a. O. S. 23 f.).

Und trotzdem hat die Vaterstadt Hef hundert Jahre nach seiner Geburt durch eine Jubiläumsausstellung seiner Werke geehrt und es ihm nicht nachgetragen, wie übel sein Vinsel den Großeltern und Eltern der heutigen Generation mitgespielt. Mögen die sich oft geärgert haben ob seinem gepfefferten Spott, uns ergötzt die unendliche Fülle des Witzes, in die er die bitteren Pillen gehüllt hat. Daneben haben viele Bilder aus der heiligen und profanen Geschichte einen reichen innern Wert. Seine Zeitgenossen mußten ihn nehmen, wie er war, und zwar nicht ohne ihre Schuld, und wir wollen ihn so nehmen, uns an seinen köstlichen Bildern freuen und von ihm vieles lernen, wie man's machen und nicht machen soll im Leben.

Wenn wir nun uns verabschieden von dem Meister, von dessen genialem Schaffen wir einige Proben geben konnten, so soll's ein Scheiden im Lichte sein. Dazu verhilft er uns selbst, der im Jahr 1840 für eine Verlags-handlung vierzig meisterhafte Aquarellbilder gemalt hat, den Totentanz vorstellend. Auf einem der Blätter ist Hef selber dargestellt, wie er an einem Bild, dem richtenden Gott, malt. Der Tod naht ihm, hinter der Staffelei hervortretend, und spricht zu ihm:

Hieronymus Hef, laß's Malen stehn!

Der Weg ist dunkel, den wir gehn.

Ob auch dein Herz im Tode bricht,

Dir winkt der ewigen Heimat Licht.

Der Maler streckt dem Tod die Hand entgegen und schaut zuversichtlich nach oben:

Freund, tritt hervor, du schreckst mich nicht,

Mich freut dein blaßes Angesicht;

Nach manchem bitterm Erdenichmerz

Führt deine Hand mich himmelwärts.

Rud. Burckhardt, Baden i. N.

## Zur neuesten Geschichte Amerikas.

Die New-Yorker Presse beschäftigt sich in diesen Tagen vorwiegend mit den drei folgenden Themen: Präsidentschaftswahl, Panamakanalfrage und Russisch-japanische Kontroverse. Von diesen drei Themata aber sind für den europäischen Beobachter vorläufig nur die beiden letztern von Interesse. Die Neuwahl des Präsidenten der Union, die im nächsten November zum Austrag kommen wird, ist heute noch allzusehr ein Spekulationsgebiet, um wirklich glaubwürdige Schlüsse zu erlauben. Jede Partei sucht selbstredend ihr Terrain so frühzeitig und so gut als möglich zu bearbeiten; aber bis jetzt hatten die damit verbundenen Auslassungen mehr nur den Charakter des Ballastes, der so nebenbei mitgeführt wird, um das Fahrzeug glücklich durch die kapriziöse See der öffentlichen Meinung zu steuern. Der Moment, wo das Fahrzeug den Wassern zu gebieten versucht, ist noch nicht da — er wird aber nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die endgültige Lösung der Kanalfrage, bezw. die tatsächliche Zuangriffnahme des Durchstiches dürfte auf das Resultat der Wahl wohl eine weitgehende Wirkung ausüben.

Diese letztere Frage: der Durchstich des Panama- $\text{Isthmus}$  ist nun allerdings ein Thema, das der Diskussion die Tore weit öffnet. Die jüngsten Vorgänge in jener Gegend gehören

ja bereits ins Reich der Geschichte. Und die Art und Weise, wie dieses Stücklein Geschichte geschmiedet wurde, bildet nun seit bald drei Monaten den täglichen Stoff zu Dissertationen in den Redaktionspalten und auf den Bänken des White House in Washington. Die liberalen Oppositionsorgane haben viel Talent und Druckerschwärze darauf verwandt, um darzutun, daß die Regierung in Washington das Opfer und das Werkzeug einer niederträchtigen Pariser Börseclique wurde. Präsident Roosevelt hat diese wenig schmeichelhafte Zumutung in seinem ausführlichen Bericht an den Kongreß in energischer und in mancher Hinsicht überzeugender Weise zurückgewiesen. Er nahm die Gelegenheit wahr, um die uneigennütige Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber Cuba hervorzuheben. Er wies darauf hin, daß die ganze Welt es als ausgemachte Sache angesehen, daß Cuba von der Union absorbiert werden würde, daß die Intervention kein anderes Ziel im Auge gehabt hätte. Die Welt sei nun eines Bessern belehrt. Die Parallele war etwas forciert, aber nicht übel gewählt. Seine Verteidigung des Verfahrens der Regierung in der Panamafrage erreichte indes ihren Höhepunkt in dem Passus, wo er sich auf die Sanction der zivilisierten Welt beruft, die der Regierung geworden sei. Er sagte: „Und endlich weise ich darauf hin, daß die Anerkennung der neuen

Republik ein Akt, der die Interessen der gesamten Kulturstaaten im Auge hatte, genannt werden darf. Wenn je eine Regierung eine Mission im Interesse der gesamten Zivilisation zu erfüllen hatte, so war es die untrüge in dieser Kanalsfrage. Dies ist unsere Position in der Panama-Angelegenheit. Und seit dem Augenblick, wo wir unsern Entschluß, den Durchstich des Isthmus auszuführen, kundgaben, sind uns aus allen Weltteilen Zeichen des Beifalls zugegangen, und zu einer gewissen Zeit hat selbst Colombia in diesen Beifall eingestimmt.“

Der Umstand, daß das Beispiel der hiesigen Regierung, die neue Republik als souveränes Glied im Verband souveräner Staaten anzuerkennen, von allen andern Großmächten nachgeahmt wurde, scheint der etwas selbstgefälligen Darstellung des Präsidenten zu Hilfe zu kommen. Daß die Anerkennung seitens der Regierung in Washington etwas voreilig war, ist allerdings nicht zu leugnen. Aber die Anschuldigung, daß die Regierung das willige Werkzeug eines Börsenmanövers wurde, ist doch kaum ernst zu nehmen. Das Börsenmanöver war wohl Faktor, nicht aber Motor. Daß dabei viel Geld in unrichtige Taschen floß, ist ja zu bedauern; aber dies kommt an den Börsen täglich vor, und dafür die Regierungen verantwortlich zu machen, ist bis jetzt noch niemand eingefallen, wenigstens nicht von Seiten derer, die Aussicht haben ans Ruder zu kommen — am allerwenigsten in Amerika. Die Opposition hat es übrigens dahin gebracht, daß diese Entwicklungsgeschichte des Panamahandels in ihren geheimsten Winkeln ausgeforscht wird. Die Untersuchung wird jetzt vom Senat geführt. Sollten wirklich kompromittierende Enthüllungen bevorstehen, so wäre es allerdings um die Roosevelt'sche Administration schlecht bestellt. Es wäre aber besonders wegen der dadurch entstehenden weitem Verschleppung des Durchstichs zu bedauern. Im Notfall stände wohl die Nicaragua-Route noch offen; das wäre dann aber ein dicker Strich durch die Rechnung des Herrn Bureau Varilla und seiner Mandanten.

Soviel über die Frage, vom Gesichtswinkel der Parteien aus betrachtet. Sie ist aber auch vom rein objektiven und ethischen Standpunkt aus erörtert worden. Professor Theod. Woolsey, Dozent des internationalen Rechtes an der Universität zu Yale, hat darüber einen längern Artikel in einer juristischen Zeitschrift erscheinen lassen. Yale ist die Universität, die dem öffentlichen Leben der Union so manche hervorragende Männer gegeben hat. Prof. Woolsey kommt in seiner Abhandlung zu Schlußsätzen, die auf der ganzen „Linie“ gegen die Handlung der Regierung stimmen. Er summiert seinen Protest unter folgenden Hauptthesen:

1. Unsere voreilige Anerkennung des neuen Staates war den Grundtätzen des Völkerrechtes zuwider.
2. Sie auf den Vertrag mit Neu-Granada vom Jahr 1846 zu stützen, würde eine neue forcierte Interpretation des letztern erheischen.
3. Unsere Aktion, Colombia zu verhindern, der abtrünnig gewordenen Provinz Panama gegenüber Gewaltmaßregeln zu ergreifen, war von ersterem als Kriegsfall zu betrachten.
4. Das Urteil des großen Publikums, daß unsere gewandte „Aug' um Aug'-Politik“ Colombia gegenüber von letzterem nur zu sehr verdient worden sei, geht gegen das öffentliche Recht, ist ein gefährlicher Präzedenzfall, schmälert unsere nationale Würde und wird nachteilig auf unsere kommerziellen Beziehungen mit den südamerikanischen Staaten einwirken.
5. Unsere Pflicht ist somit, Colombia nicht daran zu hindern, Panama zurückzugewinnen. Unsere Politik sollte sein, dadurch entstehende Komplikationen in der Weise auszunützen, für uns günstigere Konditionen für den Kanalbau zu erzielen.
6. Der Kanal-Vertrag, den wir mit der Junta in Panama

schlossen, die keine vertragsfähige Autorität oder konstitutionelle Kraft besaß, ist von zweifelhafter Gültigkeit.

Um nun über die Folgerungen dieses Herrn Professors richtig urteilen zu können, muß man ein wenig mit seinen Personalien bekannt sein. Prof. Woolsey ist der Sohn eines berühmten Vaters. Prof. Theod. Dwight Woolsey, der Vater, war während einer Reihe von Jahren Präsident der Universität zu Yale und ist Verfasser von mehreren Werken über Sozialpolitik und Völkerrecht. Sein Name hat sich der Nachwelt aber ganz besonders durch seine Behandlung des letztern Themas überliefert. Sein Buch über internationales Recht wird noch immer in den Schulen für politische Wissenschaften als Handbuch gelesen. Er war in der Tat der erste Amerikaner, der den Gegenstand behandelte, und er tat es von einem ultraliberalen, vom humanitären Standpunkt aus. Er schrieb, als die Sonne des Gladstonischen Liberalismus im Zenith stand, und die Strahlen jener Sonne werden auf jeder Seite seines Buches zurückgeworfen. Damals war allerdings Imperialismus für die Söhne der jungen nordamerikanischen Republik ein unbekannter Begriff. Der Verfasser jenes Buches hätte wohl in seinen verwegeneren Träumen nicht das westpolitische Programm seines Landes an der Wende des Jahrhunderts voraussehen können. Ob das Traumbild — wäre es ihm erschienen — ihn mit Freude oder Leid erfüllt hätte, wollen wir jetzt nicht weiter untersuchen. Aber die eben angeführten Schlüsse des Sohnes — und sie entsprechen der Geistesrichtung des Vaters wie ein Ei dem andern — lassen darüber keinen Zweifel. Nun, ein schöneres Vermächtnis hätte keinem Sohn zuteil werden können. Wenn je ein Gelehrter den reichen Schatz seiner Wissenschaft und ein meisterhaftes Sprachtalent in den Dienst der Gesamtheit stellte und sich dadurch einen unvergänglichen Platz errungen hat in der Aristokratie des Geistes — der einzig wahren Aristokratie der Zukunft (nach dem schönen Wort eines deutschen Denkers) — so ist es Prof. Theod. Dwight Woolsey. Die hohe Aufgabe, die er sich stellte, war die, den ethischen Gesichtskreis in den Beziehungen zwischen Völkern und Völkern zu heben. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß seine schönen Theorien mit den Anforderungen einer unschönen Wirklichkeit, der praktischen Politik, in Einklang zu bringen seien. Im Gegenteil, die größten Gedanken brauchen gewöhnlich am längsten — manchmal Jahrhunderte — um zur Geltung zu kommen, und manchmal bleiben sie für immer abstrakte Begriffe, wie z. B. die schönen Maximen unserer schönen christlichen Religion. In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Schlüssen des Herrn Prof. Woolsey junior. Wir gestehen, wir gehören zu jener Kategorie des großen Publikums (vom praktisch-politischen Standpunkt aus sprechend), das die Politik der Regierung in Washington als wohlverdiente Retorsion ansieht, den Jurisruhen der Herren in Bogota gegenüber, die es doch offenbar nur darauf abgesehen hatten, durch Verschleppung der Unterhandlungen den mit den Panama-Aktionären vereinbarten Preis einzustreichen. Ferner ist es uns nicht recht klar, nach welchen ethischen und andern Grundtätzen es zu verantworten wäre, Colombia zu gestatten die Provinz Panama zurückzugewinnen, mit andern Worten, ein gewalttätiges Vorgehen gegen das letztere zu verursachen — denn ohne ein derartiges Vorgehen wäre doch ein Zurückgewinnen nicht denkbar — und damit der ohnedies schon langen Reihe von Revolutionen in den spanisch-amerikanischen Republiken eine weitere beizufügen, wenn dies auf Grund der Beschützung von amerikanischen Staatsangehörigen und amerikanischem Privatbesitz verhindert werden kann. Es ist ein Thema für akademische Diskussionen. Wir werden vielleicht Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, wenn Zeit und Ort des Durchstiches einmal definitiv beschlossen sind.

R. E. (Winterthur) Neu-York.

## — ❁ — Unverzagt! — ❁ —

Die roten Herzenblüten sind verblaßt,  
Sie lassen müde ihre Köpfechen hangen.  
Sie waren, wie mir scheint, beim Leid zu Gast  
Und spüren nach der Sonne kein Verlangen.

Wir Menschen auch, wenn uns nur etwas fehlt,  
So fragen wir: Wozu noch aufrecht stehen?  
Und Tage, Stunden, Herzschlag sind gezählt,  
Sobald wir nicht mehr nach der Sonne spähen.

Nach welcher? Denn es gibt der Sonnen viel  
In mancherlei Gestalt, die freundlich grüßen  
Aus Nacht und Nebel. Eine sei das Ziel,  
Versank die andere zu unsern Füßen!

Nanny von Elcher, Albis.